

EINE HESSISCHE KLEINGEMEINDE

Diese Erinnerungen haben keinerlei wissenschaftliche Ambition. Sie sind auch insofern von begrenztem Wert, als sie Kindheits- bzw. Jugenderinnerungen sind. Diejenigen, die das jüdische Gemeindeleben in seiner Fülle als Erwachsene und verantwortliche Mitglieder erlebt haben, sind zumeist nicht mehr unter uns. Umsomehr sind diejenigen, die noch einen Abglanz des Lebens dieses Teils des deutschen Judentums erfahren haben, aufgerufen, ihre Erlebnisse "der letzten Stunde", des letzten Jahrzehnts vor der Katastrophe, aufzuzeichnen, als notwendige Ergänzung zukünftiger Forschung, die jüngeren Historikern vorbehalten ist¹.

Das hessische Judentum war vor allem alles andere als Großstadtdudentum. Es war ein Judentum des Dorfes und der Kleinstadt; selbst die mittelstädtischen Gemeinden waren sehr dünn gesät². Die hessischen Juden waren eng verbunden mit der Landschaft der hessischen Berge und Wälder und mit den hart um ihr Brot ringenden hessischen Bauern, deren Einfachheit der Lebensführung, zähen Fleiß, Sparsamkeit und Abneigung gegen Neuerungen sie übernommen hatten. Fleiß und Genügsamkeit waren Eigenschaften, die den hessischen Juden überall in der Welt den Weg erleichterten, besonders auch in Amerika, wohin so viele in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auswanderten, da sie in dem armen Hessenland nicht genügend Verdienst fanden, auch darin nicht verschieden von den zahlreichen nichtjüdischen Hessen, die ein so bedeutendes Kontingent der deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten stellten. Es war wohl eher Neid und ein unbegründetes Überlegenheitsgefühl, das die mehr "fortgeschrittenen" Juden aus den anderen, wohlhabenderen Teilen Deutschlands mit einer gewissen Herablassung auf die hessischen "Landsjuden" herablicken ließen. Gewiß war auch der Ruf der "Rückständigkeit" nicht ganz und gar unverdient. Vorbei waren die Tage, da die Jugend auf den Jeschiwot des fernen Polen oder des nahen Frankfurt lernten³. Das jüdische Wissen war beschränkt auf eine gewisse Vertrautheit mit dem biblischen Text und mit der religiösen Praxis in Leben und Gottesdienst. Quellenstudium war dem durchschnittlichen Juden fremd geworden, der Talmudist eine völlig fremde Gestalt⁴. Woher sie ursprünglich kamen, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Es gibt Hinweise und auch Familientraditionen, nach denen sie provenzalischer und norditalienischer Herkunft waren; so gab es z.B. in unserer Gemeinde den Namen Luria (Lorje)⁵. Sie waren auf unzählige Dörfer

und Kleinstädte verteilt, dank der Zersplitterung landesherrlicher Zuständigkeiten, der Zugehörigkeit vieler Orte zur Ritterschaft, die kraft Reichsgesetz nach Bedarf Juden "halten" durfte⁶. Da gab es Dörfer wie Rhina, wo die Juden die Hälfte der Einwohner stellten, oder Orte wie Burghaun oder Eiterfeld, wo sie bis 1900 2/5 der Bevölkerung ausmachten. Die Durchschnittszahl bewegte sich um 20-40 Familien, eine Zahl, die sichtlich im Abnehmen war. Unsere Gemeinde, Spangenberg, zählte noch 1933 etwa 110 Seelen. Typische Familiennamen waren Plaut, Goldschmidt, Hammerschlag, Katz und Katzenstein, Namen, die man gewählt hatte als das Gesetz von 1807, das ihnen die Gleichberechtigung von König Jeromes Gnaden brachte, die Pflicht zur Annahme von Familiennamen auferlegte. In unserer Gemeinde gab es noch zu meiner Zeit 11 Familien mit dem Namen Spangenthal, ein Zeichen für den mißglückten Versuch, sich wie in anderen Ländern einfach den Ortsnamen zuzulegen, eine Absicht, die eine Verordnung der Landesregierung in Kassel undurchführbar gemacht hatte⁷. So war der gewählte Name ein Kompromiß. Andere begnügten sich daraufhin mit Gebietsnamen, wie Schartenberg nach einem Berg in der Nähe, oder nannten sich schlicht Levisohn.

So wie die jüdische Gelehrsamkeit verschwunden war, so war auch am äußeren Gebahren und Aussehen so gut wie nichts mehr von der charakteristischen Erscheinung zu spüren, die den Juden noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sofort erkennbar machte⁸. Hastiges Hin- und Herlaufen, Gebärdereichtum, lautes Reden und nachlässige Kleidung, so bezeichnend für den bedrückten Juden des 18. Jahrhunderts, waren nichts als eine "schmerzliche Scham" und mußten unter allen Umständen unterdrückt werden. Die unausgesprochene Pflicht war, alles zu vermeiden, was "Risches" machen konnte, d.h. Antisemitismus auszulösen geeignet war. So galt es auch Judaismen in der Rede ängstlich zu vermeiden, besonders gegenüber Nichtjuden, was nicht immer ganz einfach war, da immer noch zahllose jüdisch-deutsche, aus dem Hebräischen stammende Ausdrücke in Gebrauch waren, besonders natürlich bei der älteren Generation. Wie ich mich erinnere, wurden auch noch viele der von Abraham Tendlau⁹ gesammelten Sprichwörter und Redensarten benutzt, wie auch jüdisch-deutsche Formeln wie z.B. "unberufen" oder die Exklamation: "Gott der Gerechte!" Angeblich jüdische Ausdrücke und Redensarten hörte man eher von Nichtjuden, häufig in der Absicht uns zu kränken, zumeist jedoch aus gutmütigem Spott, gegenüber den trotz aller "Integration" im wesentlichen Fremdartigen.

Das lärmende, laute Gebet war ja erst vor nicht allzu langer Zeit dem "geordneten", "korrekten" Stil gewichen¹⁰. Für die Nichtjuden galt daher noch immer jede geräuschvolle Zusammenkunft als "Juden-

schule". Das ungezwungene Verhalten während des Gottesdienstes war auch in unserer Gemeinde schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts endgültig verpönt, nach langen Kämpfen neuzeitlich gesonnener Gemeindegewaltiger¹¹, die vor allem auf Dekoratum achteten. Ihre Feindschaft galt in erster Linie den sogenannten Mißbräuchen im Gottesdienst, über die seit der Emanzipation von den Neuerern unablässig geklagt wurde, Klagen, von denen die Archive so eindringlich zu uns sprechen. Sie galten dem protzigen "Schnodern", den endlosen Mischeberachs", dem Verkauf der Mizwot und ähnlichem mehr¹². So hatte man denn seinen Frieden mit der neuen Zeit gemacht. Lautes Sprechen während des Gottesdienstes war verpönt. Zum Toravorlesen "aufgerufen" wurde mit Hilfe vorgedruckter Kärtchen, die vor dem "Ausheben" verteilt wurden, vom Schammes und vom Parnes¹³ persönlich. Es ging alles höchst manierlich und steif vonstatten, am Schabbat kam man im dunklen Anzug und zu den Feiertagen im Zylinder, ganz so wie es sich Israel Jacobson¹⁴, der Reformator des hessischen religiösen Lebens und seiner Angleichung an die protestantische Umwelt, vorgestellt hatte.

Der Spontaneität und emotionalen Erfüllung, die mit der bürgerlichen Respektierlichkeit verloren gingen, wurden wohl nur in der ersten Generation nach der Emanzipation nachgetrauert, in unserer Zeit wurde ihr Verlust nicht mehr empfunden. Die neue Form des genormten Gottesdienstes war schließlich das Produkt zahlloser Anstrengungen "von oben", d.h. vom zentralen Vorsteheramt¹⁵ in Kassel, angefangen von den zahllosen "Bekanntmachungen wegen besserer Einrichtungen des Gottesdienstes in den Synagogen des Königreichs Westfalen" bis zu den Judenordnungen¹⁶, die Frucht der Zentralisation des jüdischen Lebens, die aus der Franzosenzeit stammte und bis in die Zeit der Weimarer Republik andauerte. So hatten die Gemeindeältesten noch in unserer Zeit das Recht davon Gebrauch zu machen, z.B. Störer der Andacht und sonstige "Zuwiderhandelnde" mit so und so viel Pfund Wachs zu bestrafen – eine angesichts des großen synagogalen Wachsverbrauchs nicht unverständliche Strafe – wogegen man beim Vorsteheramt Einspruch erheben und dagegen wiederum bei der Regierung protestieren konnte¹⁷.

Die Modernisierung des Gottesdienstes mußte also mit einem Verlust traditioneller Formen bezahlt werden. Die traditionellen Melodien wichen immer mehr den modernen Gesängen Lewandowskis, die von einem gemischten Chor vorgetragen und von der Gemeinde mitgesungen wurden. Dabei war der Einfluß der alten Generation noch stark genug, Änderungen des "Nossachs" (Gebetsordnung) zu verhindern. Die Vorstellung, man könne etwa einen "Piut" (dichterische Gebetszusätze) auslassen, war absurd. In der letzten Generation vor dem

Ende setzte eine Gegenreaktion ein. Die Neigung, Teile der gottesdienstlichen Gesänge, besonders den Kaddisch, in der Form deutscher Volksmelodien vorzutragen, wurde von uns innerlich abgelehnt. Dalberg führt für diesen Brauch oder Mißbrauch einige eklatante Beispiele aus anderen Landgemeinden an¹⁸.

So hatte das religiöse Leben der Kleinstadt überhaupt viel von seinem orthodoxen Charakter eingeübt. Wenn auch noch das Einhalten der Kaschrut-Gesetze allgemein üblich war, sämtliche Geschäfte am Schabbat geschlossen blieben und der Gottesdienst am Freitag Abend und Schabbat Vormittag von den meisten besucht wurde, so erlaubte man sich doch schon gewisse Freiheiten im Privatleben. Viele zündeten das elektrische Licht am Schabbat an und rasierten sich mit dem Messer. Auch mit dem Verbot des Speise-Erwärmens am Schabbat nahmen es die meisten nicht mehr genau, mit Ausnahme der wenigen Familien, die besonders traditionell lebten. Eine mir verwandte Familie benutzte noch einen sogenannten Gruteofen¹⁹, der mit heißer Asche gefüllt die Speisen über Schabbat warm hielt. Die aufwendige und besonders schön gelegene Mikweh (rituelles Bad) – sie existiert auch heute noch, obwohl schon längst kein Jude mehr dort wohnt – wurde nur noch von ganz wenigen Frauen benutzt. Und es war bereits schwer, an Wochentagen einen Minjan (Quorum) für das Morgengebet zusammenzubekommen, und das galt häufig auch für das Abendgebet.

All das änderte nichts daran, daß der religiöse Charakter unserer Gemeinde – eigentlich aller hessischen Gemeinden, im Gegensatz zu denen Westfalens oder Hannovers – im wesentlichen konservativ war. Man "hielt" immer noch viel, und für den Liberalismus, der grundsätzlich die sogenannten "geistigen" Inhalte über die "starren" Formen stellte, hatte man wenig übrig. Die Frömmigkeit war echt, sie war unpathetisch und formfreudig, unreflektiert und nicht aus Buchwissen hergeleitet, ein eher magisches Verhältnis zur religiösen Übung, nicht frei von Furcht vor göttlicher Strafe und Lohnerwartung²⁰. Gewiß handelte es sich nicht um die natürliche Bauernfrömmigkeit²¹. Schließlich waren die hessischen "Landsjuden", auch wenn sie Land besaßen und im Lande verwurzelt waren, keine Bauern im engeren Sinne. Sie waren Händler, vielfach mit landwirtschaftlichen Produkten, die manchmal auch ein paar Morgen Land besaßen, auch wenn man in der Kleinstadt seinen Wohnsitz hatte.

Wenn auch die religiöse Gelehrsamkeit in den letzten Generationen stark zurückgegangen war – Talmudisten, wie etwa der bekannte Bensew²², der in unserer unmittelbaren Nachbarschaft wohnte, waren selten – so hatte doch die ungebrochene Tradition die Kraft, einfache ungelehrte Händler in seltenen Augenblicken, wie an den Hohen Feiertagen und besonders am Jom Kippur, in Priester zu verwandeln.

Wenn alle in ihren weißen Sterbegewändern angetreten waren, oder wenn der Schofar ertönte, wurde die Verwandlungskraft der uralten weihvollen Formen besonders evident. Wie sehr auch sonst das Heilige aus dem Leben verbannt war oder sich auf dem Rückzug befand, hier war das "Numinose" mit den Händen zu greifen, und kein Rabbiner und keine Predigt oder Instrumentalmusik war notwendig, um die Gemeinde im Banne des Gebetes zu halten.

Außer den Hohen Feiertagen war es besonders das Pessachfest, das seine Kraft bewahrt hatte und das Leben für acht Tage beherrschte. Es wurde auch von denen, die den alten Formen kritisch gegenüberstanden, ernst genommen. Die Mazzabäckereien in Reichensachsen oder Homberg hatten für den Bedarf reichlich gesorgt. Die Erfindungsgabe der Hausfrauen auf dem Gebiet der festtäglichen Gerichte und Backwaren war beträchtlich. Es war ein kulinarisches Fest, von dem der Gemeindeälteste zu sagen pflegte: "Pessach ist mein schönster Jomtow, das ganze Jahr sollte Pessach sein".

Die einzelnen Sonderbräuche (Minhagim), die die Gestaltung des Gottesdienstes und die verschiedenen Nigunim betrafen, aber sich auch auf das ganze Leben und Sterben erstreckten, wären es wert der Vergessenheit entrissen zu werden. Meine eigenen Erinnerungen sind unvollständig, da ein Jugendlicher diesen Dingen wenig Aufmerksamkeit schenkt. Umso eindrucksvoller für die Schuljugend waren dafür Gebräuche wie das bekannte Holekrasch, das Proklamieren ("Kreischen") des profanen (chol) Namens des oder der Neugeborenen, besonders geschätzt wegen der reichhaltigen Süßigkeiten, die von den glücklichen Eltern bei dieser Gelegenheit verteilt wurden²³. Diese Zeremonie war wohl allen hessischen und süddeutschen Gemeinden bekannt. Für die Behauptung Dalbergs²⁴, der Brauch sei sogar in Oberitalien, der Schweiz und Südfrankreich geübt worden, konnte ich keinerlei Beleg finden. M.E. ist der Versuch unseres Landrabbiners, ihn mit der heidnischen Göttin Frau Holle in Verbindung zu bringen, unglaubwürdig. Den früher verbreiteten Brauch des "Maanführens", das Zusammenführen von Braut und Bräutigam vor der eigentlichen Trauung, bei dem die Braut mit Weizenkörnern beworfen wird, konnte ich noch beobachten. Das Wort soll vom altdutschen "Mayen", d.h. Feiern kommen (vgl. dazu das Wort Maibaum).

Auch wenn man vom traditionellen Lernen so entfernt war, daß man die heiligen Texte ohne viel Verständnis herunter sagte, war es doch selbstverständlich, daß man an dem "Lernen" der beiden Chewrot (relig. Bruderschaften) am Schabbat teilnahm, wie auch an deren "Nachtlernen" am Schawuot und Hoschanah Rabbah; ersteres bestand aus einem kurzem Lehrvortrag des Lehrers, sei es aus den Pirkei Awot oder einem Erbauungsbuch wie z.B. dem "Bibel- und Talmudschatz"²⁵,

oder aus Abschnitten des "Kizzur Schulchan Aruch"²⁶, letzteres aus Heruntersagen der umfangreichen Texte, begleitet von ausgiebigem Kaffeetrinken und Kuchenessen. Die beiden Chewrot – Bikkur Cholim ("Krankenpflege") und Gmilut Chessed ("Wohltätigkeit") – sorgten auch, wie anderenorts, für durchreisende Arme. Viel Anlaß zu einheimischer Liebestat gab es allerdings nicht. Die meisten waren ja "wohlsituiert", wie man es nannte, sodaß die obligate Wohltätigkeit sich auf die "Schnorrer" konzentrieren mußte, die weither von Polen kommend der Gemeinde ihren Besuch abstatteten und deren Sprache absonderlich genug klang, eine Sprache, die noch vor einigen Generationen jüdisch-deutschen Ohren nicht gar zu fremd gewesen war. Es war der einzige Kontakt, den wir zu den Juden in Osteuropa hatten, und so war der Boden gegeben für ein gestörtes Verhältnis zu diesem Judentum und ein verzerrtes Bild von seiner Existenz. Dabei war der Typ des deutsch-jüdischen Schnorrers noch nicht lange ausgestorben. Noch im 19. Jahrhundert hatte es die "landfahrenden" Juden gegeben²⁷. Wir kannten sie nur noch in der Person des letzten Überlebenden, des "Kaiserchen von Niedenstein", Jakob Kaiser, der am 26.2. 1929 starb. Er kannte alle jüdischen Familien Hessens, konnte darüber hinaus kraft eines unglaublichen Gedächtnisses jedem seinen Stammbaum aufsagen und beherrschte sämtliche Gedenktage und Jahrzeiten.²⁸

Wie stark der Prozeß der Auflockerung im jüdischen Leben bereits gediehen war, ergibt sich aus einem Vergleich des Gemeindelebens der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts mit den Verhältnissen 50 Jahre davor, die ihren Niederschlag in einem Roman gefunden haben, der, wenn auch vielleicht nicht im literarischen Sinn eine große Leistung, als zuverlässige Schilderung von bedeutendem Wert sein dürfte. Geschrieben ist dieses Sittengemälde vom Sohn des Lehrers unserer Gemeinde, Joseph Luss (gest. 1878), der ein Lehramt in Mannheim innehatte²⁹. Der Parnes der Gemeinde hatte in selbstherrlicher Weise dem Helden des Romans – seine Nachkommen leben heute in Jerusalem – das Recht zum Spenden des Kiddusch-Weins entzogen. Sein ganzes Streben und Trachten ist darauf gerichtet, die Rückgabe dieses Rechts zu erkämpfen. Hier finden wir das trotzige Festhalten an "wohlerworbenen Rechten", aber auch eine Fülle interessanter Einzelheiten aus dem jüdischen Alltag jener Zeit, in der die traditionelle religiöse Lebensweise noch völlig ungebrochen war, der Respekt vor dem Lehrer, so arm er auch war, unter allen Umständen gewahrt wurde und der Rabbiner aus dem fernen Kassel unbestrittene Autorität besaß.

Daß Zwist und Unfriede nicht unbekannt war, geht aus der Krise hervor, die das Gemeindeleben in den zwanziger Jahren erschütterte.

Eine Anzahl prominenter Mitglieder, die mit den geltenden Steuermaßnahmen unzufrieden waren, trat kurzerhand aus der Gemeinde aus³⁰. Erst die Drohung seitens der Parnassim – eine Drohung, die rechtlich auf schwachen Füßen stand – daß die Ausgetretenen im Falle ihres Ablebens keinen Anspruch auf Begräbnis auf dem Gemeindefriedhof hätten, stellte den Frieden notdürftig wieder her.

Eigentlich war es erstaunlich, daß es nicht mehr Reibereien unter den Gemeindemitgliedern gab, angesichts der Tatsache, daß alle Kaufleute waren. Die Textil- und Gemischtwarenhändler waren ganz auf den bäuerlichen Bedarf eingestellt; man handelte mit allem was der Bauer brauchte, und da die Läden nicht genug Kunden anzogen, mußte man "über Land" gehen, zum Bauern ins Haus, und nach seinen Bedürfnissen fragen. Unsere Gemeinde zeichnete sich dadurch aus, daß sie einige Mitglieder mit größerem Unternehmungsgeist aufwies, die den allgemeinen Wirtschaftsrahmen der hessischen Judenheit durchbrachen. Da gab es eine Ölmühle und eine Korkstopfenfabrik, ein anderer hatte eine Peitschenfabrik errichtet, die bei der Seltenheit solcher Unternehmungen ihre Produkte in ganz Deutschland und im nahen Ausland absetzte. Handwerker gab es unter unseren Juden überhaupt nicht. Die Behauptung Arnsbergs³¹, die Angehörigen der Familie Spangenthal seien hauptsächlich Handwerker gewesen, entspricht keineswegs den Tatsachen. Die hessische Landesregierung hatte in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts versucht, die Juden produktiven, d.h. handwerklichen, Berufen zuzuführen. Es hatte Vorschriften in dieser Richtung gegeben³² und Verfahren gegen die Juden, die ihre Söhne kein Handwerk lernen ließen. Die Akten der Archive sind voll von Gesuchen junger Leute, sie vom Erlernen eines "zünftigen Gewerbes" freizusprechen. Die endgültige Gleichstellung aller Bürger im Gesetz von 1833 bereitete allen Sonderverordnungen schließlich ein Ende.

Der dauernde persönliche Kontakt mit den Bauern und ihren Nöten und Sorgen verlangte Verständnis für den Landmann. Man verstand sein Denken und sprach seinen Dialekt und wurde gern zur Beratung seiner persönlichen und juristischen Probleme herangezogen. Das Vertrauen in den jüdischen Geschäftsmann war groß, trotz der antisemitischen Propaganda und später der Hetze der Nazis. Man kam sich so wenig wie möglich "in die Quere". Jeder hatte "sein" Dorf, die Aufteilung der Dörfer bestand seit Generationen und war sozusagen vererbbar, womit der Konkurrenzkampf unter den Juden auf ein Minimum beschränkt blieb. Natürlich konnte man nicht verhindern, daß ein Bauer in den "falschen" Laden ging, wenn er gerade mal in der Stadt war, doch dürfte es kaum je vorgekommen sein, daß ein Jude

sich nicht an diese Übereinkunft hielt. Die Kardinalsünde der Gemeinschaft war und blieb die "Grenzsteinverrückung", die Verletzung der einmal festgelegten Erwerbsgrenzen³³.

Die Prosperität und Spendenfreudigkeit der Gemeinde fand ihren Ausdruck in der stattlichen Synagoge, die im Jahre 1844 erbaut wurde, zu einer Zeit, in der die Gemeinde, wie so viele andere in Hessen, ihre Blütezeit hatte. Die prächtigen Vorhänge des Toraschreins, die ungewöhnlich zahlreichen Torarollen (etwa 25) und ihr auffallend reicher Silberschmuck waren der Stolz der Gemeinde. Die Ausmalung der Wände, der schön geschnitzte Almenor, in dessen Sitztruhen hunderte von "Wimpeln" aufbewahrt wurden, die buntbemalten Leinenrollen, die um die Tora gewickelt und jeweils bei der Geburt eines Knaben gespendet wurden, alles das ist Gegenstand wehmütiger Erinnerung.

Von der erwähnten Blütezeit wie überhaupt von der Geschichte der Gemeinde war den Mitgliedern herzlich wenig bekannt, ein Mangel an Geschichtsbewußtsein, das wohl allgemein war, eine Folge des Erziehungssystems, nicht nur in den jüdischen Schulen. Lokal- und Landesgeschichte wurde nicht unterrichtet. Unterrichtet wurde die Geschichte Brandenburgs und Preußens und danach Reichsgeschichte, jüdische Geschichte bis zur Zerstörung des Zweiten Tempels. Dank einzelner verdienstvoller Männer, darunter besonders der Kasseler jüdische Volksschullehrer L. Horwitz³⁴, die mit viel Fleiß die Archive durchsuchten, wurde viel historisches Material in Zeitungen und Zeitschriften sowie in Monographien veröffentlicht. Hinzu kam, daß für das jüdische Erziehungssystem seit der Emanzipation im Grunde alles Jüdische am Rande lag. Das häufig auch ausdrücklich erklärte Ziel war, mittels der Schule den Übergang in die deutsche Gesellschaft zu erleichtern.

Man hätte zumindest erwarten können, daß Ereignisse, bei denen unsere Gemeinde eine bedeutende Rolle gespielt hatte, sich dem kollektiven Gedächtnis einprägen. Doch niemand schien von den Judenlandtagen³⁵ der voremanzipatorischen Zeit gehört zu haben, die so etwas wie eine Gesamtorganisation der hessischen Judenheit darstellten und von denen besonders viele in Spangenberg getagt hatten³⁶. Die Gemeinde muß also in jenen Jahrhunderten so etwas wie ein Zentrum des jüdischen Lebens gewesen sein.

Der geistige Vater des jüdischen Erziehungssystems war, wie bereits angedeutet, Israel Jacobson³⁷, Diktator des religiösen Lebens im Königreich Westfalen, zu dem Hessen gehörte. Er konnte zwar seine Modernisationsversuche, die auf dem Konsistorialsystem Frankreichs beruhten, nach dem Sturz Napoleons nicht fortsetzen, doch waren die Folgen seiner Reform "von oben" noch bis in unsere Zeit spürbar. Das von ihm begründete und geleitete Israelitische Konsistorium in Kassel

hatte es als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, überall moderne Schulen nach dem Vorbild der am 15.8.1810 gegründeten ersten öffentlichen jüdischen Schule in Kassel zu errichten und ein jüdisches Lehrerseminar zu schaffen, das erste in Deutschland, das Hessen mit jüdischen Volksschullehrern versorgte und erst 1920 geschlossen wurde³⁸.

Die Wiedererstehung des Kurfürstentums (1815) bereitete diesem ersten jüdischen Volksschulwesen ein jähes Ende, bis dann 1823 die hessische Regierung den Juden gestattete, "eigene, mit geprüften Lehrern gehörig zu besetzende öffentliche Schulen zu errichten". Seitdem gab es jüdische Volksschulen in fast jeder hessischen Gemeinde und so auch in unserer³⁹. Die Lehrer waren Staatsbeamte, eine entscheidende Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Lage. Bis dahin hatten die Lehrer am Hungertuch genagt, ähnlich allen Dorfschullehrern der christlichen Umwelt⁴⁰. Bekannt war die Abneigung der Gemeindeältesten, ihre Lehrer angemessen zu bezahlen, sicher nicht nur aus Geiz und Kleinlichkeit. Nach der seit Jahrhunderten vorherrschenden Meinung – auch der jüdischen Tradition nicht fremd⁴¹ – hatte der Lehrer eigentlich unentgeltlich oder, wie man sagte, für einen Gotteslohn zu wirken. Er bezog, bevor er vom Staat angestellt wurde, sein Einkommen aus einem Handwerk oder anderen Nebenbeschäftigungen. Die ältesten Mitglieder der Gemeinde erinnerten sich noch, daß der erwähnte Lehrer Luss Uhrmacher war. Selbst in meiner Jugend noch mußte der Lehrer sein bescheidenes Einkommen durch das "Halten" von auswärtigen Schülern aufbessern, die in Pension genommen wurden. Nicht unbeträchtlich waren dabei die Nebeneinnahmen des Lehrers aus "Sporteln" für Hochzeiten und Bar-Mitzwah-Unterricht und besonders aus der Sch'chitah (Schächten), die feste Gebühren einbrachte und durch die er bestimmte Teile des Großviehs gewohnheitsrechtlich erhielt.

Das Schächten, das zu den mannigfachen Funktionen des Lehrers außerhalb des eigentlichen Unterrichts gehörte – er war auch Vorsänger, Vortragender und überhaupt "Kleinrabbiner" in einer Person – stand in eklatantem Gegensatz zur pädagogischen Arbeit. Wie sehr auch in der Presse und auf Lehrertagungen ein Ende dieses Zustandes gefordert wurde⁴², die wirtschaftlichen Notwendigkeiten und die Kraft der Gewohnheit waren stärker. Selbst wenn der Lehrer mitten aus dem Unterricht zu einer Notschlachtung geholt wurde, sah niemand, und gewiß nicht die Schüler, darin einen Grund zur Aufregung.

Es wäre wirklichkeitsfremd, sich den Lehrer als gedrückt und wegen seiner finanziellen Lage wenig geachtet vorzustellen. Das Gegenteil war der Fall. Nach Jahren der Bewährung wurden viele zur Autorität im religiösen Leben der Gemeinde, respektiert und häufig verehrt, und

damit in den Augen der Umwelt zu wahren Repräsentanten der Gemeinde, denen die christlichen Nachbarn eine Achtung zollten, die kaum einem Gemeindemitglied, so reich es auch war, zuteil wurde. Als der Lehrer unserer Gemeinde 1922 nach 35-jähriger Amtszeit starb, folgte seiner Bahre die ganze Stadt, und das zu einer Zeit wüster antisemitischer Agitation seitens der "Völkischen" und des "Jungdeutschen Ordens".

Trotz aller Verdienste der jüdischen Lehrerschaft konnte man eine Verbreitung wirklich intimer Kenntnisse des Judentums kaum erwarten. Der Religionsunterricht war auf 3-4 Wochenstunden beschränkt, und eine gewisse Fertigkeit im Lesen des Hebräischen, zumeist des Gebetbuches, genügte⁴³. Dazu kam ein mechanisches Übersetzen ins Deutsche, Biblische Geschichte und religiöses Brauchtum. Systematischer hebräischer Sprachunterricht war nicht Teil des Lehrplans. Zu einer Vertiefung des religiösen und geschichtlichen Verständnisses reichte die Zeit nicht. Quellenstudium wurde bereits auf den Lehrerseminaren vernachlässigt⁴⁴. Die jüdische Volksschule unseres Ortes hatte zudem unter dem Bestreben der jüdischen Eltern zu leiden, ihre Kinder auf die Höhere Schule zu schicken, so daß sie schließlich 1925 mangels Schüler geschlossen wurde.

Was Schule und Elternhaus nicht leisten konnten, wurde zum guten Teil vom Vereinswesen übernommen. Die Jugend, die vom 1. Weltkrieg heimkehrte, war vom Gedankengut der Wandervogelbewegung beeinflusst. Dieser Einfluß zeigte sich lediglich in einer bestimmten geistigen Aufgeschlossenheit, doch die anti-bürgerliche Zielsetzung des "Wandervogels" war längst dem Drängen ins bürgerliche Philisterdasein gewichen. Eine Ortsgruppe des neutralen "Jüdischen Jugendvereins"⁴⁵ wurde gegründet, an dessen reger Tätigkeit bald die gesamte Gemeinde teilnahm. Es wurden regelmäßig Vorträge abgehalten mit anschließender Diskussion an den langen Freitagabenden des Winters. Prominente Vertreter der verschiedenen Richtungen des jüdischen Lebens wurden eingeladen. Es gab in unserem Ort "Delegiertentagungen" für die Vereine der Provinz, auf denen die Themen des Tages: "Orthodoxie versus Liberalismus" oder "Zionismus – Für und Wider" leidenschaftlich erörtert wurden; eine Kindergruppe wurde geschaffen, deren Theater-Vorführungen großen Beifall fanden.

Dominierend in dieser Jugendarbeit war die Kriegsgeneration der 20-30jährigen, die neugebackenen oder angehenden Familienväter, für die der Zionismus eine zu bekämpfende Verirrung war und denen das Wagnis der vollen Integration, wenn auch noch nicht als völlig geglückt, so doch als durchaus hoffnungsvoll galt. Man nahm Anteil am politischen Leben der Stadt, einige wurden Stadtverordnete; die Zugehörigkeit zum Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten war Ehrensa-

che, und man stand seinen Mann bei den Feindseligkeiten und gelegentlichen Prügeleien, die die antisemitische Bewegung der Inflationsjahre mit sich brachte.

Weniger augenscheinlich war der latente Antisemitismus. Kaum jemand sah, daß es ein hoffnungsloses Unterfangen war, sich als Gruppe mit letztlich "unheimlichen", "alttestamentlichen" Gebräuchen in einer christlichen und dazu durch vielfache verwandtschaftliche Bande zusammengeschweißten Gesellschaft erhalten zu wollen. Dazu reüsierten die Juden sichtlich, in einer ansonsten ökonomisch stagnierenden Umwelt, für die ehrliche Arbeit Handwerk oder Landwirtschaft bedeutete. Meine Großmutter, die ihre Nachbarin fragte, warum sie eine solche Antisemitin sei, erhielt die Antwort: Sie säen nicht und ernten doch! Die Vertrautheit des täglichen Lebens fand an der Barriere der Fremdheit ihre Grenze, an dem Rätselhaften des "orientalischen" Brauchtums. Das christliche Dienstmädchen war in die jüdische Familie völlig integriert, es verstand allgemein die jüdische Küche von Grund auf und war häufig in punkto Kaschrut sorgfältiger als die "Herrschaft" – und trotzdem blieb die jüdische Familie von Geheimnis umwittert. Die Kinder und Jugendlichen der Nachkriegszeit hatten ein feineres Gespür für die Begrenztheit des assimilatorischen Unternehmens und ein unkomplizierteres Verhältnis zum Antisemitismus. Daß man damit leben konnte und mußte, war uns klar.

Im Schoße des "neutralen" Jugendvereins bildete sich eine zionistische Gruppe, die sich dem zionistischen "Jungjüdischen Wanderbund" (JJWB)⁴⁶ anschloß, zum Ärger der offiziellen Führung des Vereins.

Unsere Zionssehnsucht stand nicht mit unserem deutschen Heimatbewußtsein in Widerspruch, unsere Berufswahl war auf ein Verbleiben in Deutschland gerichtet, und das Studium, soweit man studieren wollte, war nicht mit Hinblick auf eine mögliche Alija gewählt. So waren wir nicht wirklich vorbereitet als die Katastrophe hereinbrach. Und doch kam sie den von Zion Träumenden nicht als bittere Enttäuschung und als "Weg ohne Ende", sondern als Vorbote einer Zukunft, in der Ideal und Wirklichkeit ihre endliche Versöhnung fanden.

1. Die "Erinnerungen" beschränken sich auf Nordhessen, d.h. den Regierungsbezirk Kassel der ehemaligen preußischen Provinz Hessen-Nassau.

2. Nach Adler-Rudel gab es im Regierungsbezirk Kassel noch im Jahr 1932 allein im Vorsteheramt Kassel (außer Kassel selbst und Eschwege) 51 Kleingemeinden (50-200 Juden). Da ein Großteil dieser Gemeinden in Ortschaften von höchstens 1000 Einwohnern lagen, betrug der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung vielfach mehr als 10%, während der Anteil der Juden an der

gesamtdeutschen Bevölkerung weniger als 1% ausmachte. Siehe *Adler-Rudel*: Jüdische Selbsthilfe unter dem Naziregime, Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, Tübingen 1974, S. 153. Im gesamten Regierungsbezirk Hessen-Nassau gab es 1932 noch 200 Kleingemeinden; dazu *P. Arnsberg*: Die jüdischen Gemeinden in Hessen, Frankfurt 1971, Bd 1, S. 9ff.

3. Bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es noch eine Jeschiwa in der Kleingemeinde Witzenhausen, die im 17. u. 18. Jhdt. Sitz des hessischen Landrabbinats war, sowie auch in der bedeutenden Gemeinde Fulda, an der der berühmte Maharam Schiff (1628-40) gewirkt hatte und die als Schass-Chewra, wenn auch nicht als Jeschiwa im eigentlichen Sinn, bis zur Katastrophe 1938 existierte. Siehe *P. Horn und N. Sonn*: Zur Geschichte der Juden in Fulda, Jerusalem 1969, kurz danach auch in engl. Übersetzung erschienen.

4. Abgesehen natürlich von den beiden orthodoxen Rabbinern in Marburg und Fulda. Über eine seltene Ausnahme im vorigen Jahrhundert siehe Anm. 22.

5. Julius Dalberg, der Kenner hessisch-jüdischen Volkstums, versuchte anhand von Beispielen aus dem jüdischen Dialekt den spezifischen synagogalen Melodien der Juden Hessens wie ihrer Minhagim (relig. Bräuche), die von Rabbi Jehuda Hechasisid aus Regensburg (11. Jhdt.) stammen, nachzuweisen, daß die hessischen Juden von Süden her eingewandert waren, siehe: *Volkskunde der Hessen-Kasseler Juden*, in: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kassel, Kassel 1931, S. 124-128, 135, 151.

6. Die Reichsritterschaft war der reichsunmittelbare Adel, der seine Selbständigkeit bis zu seiner Mediatisierung 1806 bewahren konnte. Sie besaß beschränkte Landeshoheit und konnte kraft derer Juden in ihrem Territorium "ansetzen".

7. "Die Mairen (Bürgermeister) haben darauf zu achten, daß sie weder die Namen von Städten noch von bekannten Familien annehmen", Art. 15 des Königlichen Dekrets v. 31.3.1808, zitiert nach *L. Horwitz*: Die Israeliten unter dem Königreich Westfalen, Kassel 1909.

8. Ein klassisches Beispiel für die Meinung, die man von dem Benehmen der Juden hatte, ist die Vermahnung des landesherrlichen Kommissars, die bei der Eröffnung jedes Judenlandtages verlesen werden mußte: "Sämtliche Juden haben sich still, bescheiden und friedlich zu betragen, keinen ungeziemenden Eifer im Reden zu zeigen, keinem ins Wort zu fallen, viel weniger jemanden zu belästigen, bei Vermeidung harter Geld- und Leibesstrafe etc.", s. *L. Munk*: Die Judenlandtage in Hessen-Kassel, *Monatsschrift d. Gesellschaft f.d. Wissenschaft des Judentums*, im weiteren *MGWJ*, 1897, S. 505ff.

9. *Abraham Tendlauer*: Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit, Stuttgart 1860 (Auswahl in der Bücherei des Schocken-Verlags, Berlin 1934).

10. Besonders wurde das laute Mitbeten des Einzelnen während des Gottesdienstes als störend empfunden, obwohl gerade dieses alte jüdische Tradition ist. Vgl. dazu *Joseph Carlebach*: Der jüdische Gottesdienst in der Synagoge der Gegenwart, *Jeschurun*, Jg. 1914, Heft 11/12, S. 681/2: "Das laute, formlose Gebet ist das eigentliche jüdische Gebet."

11. Manche Gemeindeältesten konnten sich in "Regelungen" der Ordnung des Gottesdienstes nicht genug tun. Bekannt sind besonders die Verordnungen des Gemeindeältesten Kugelmann in Eschwege, deren endlose Strafdrohungen viel Unruhe stifteten (Hessisches Staatsarchiv, Marburg, Fach 17g 88, No. 2: Abstellung von Observanzen in den Synagogen zu Kassel und Eschwege).

12. Hier die Segensprüche, die der zur Tora "Aufgerufene" für andere namentlich Erwähnte ausrufen ließ — eine Prozedur, die zu erheblicher Verlängerung des Gottesdienstes führen konnte und wegen der dabei laut genannten Spende zu einer gewissen Protzerei einlud. Zu den bekannten Mißbräuchen gehörte auch das Ver-

pachten von Synagogensitzen, das "angestammte Recht" zum Vorbeten und vieles andere.

13. Schammes (hebr.) = Synagogendiener, Parnes (hebr.) = Gemeinde-Vorsteher.

14. Über ihn siehe Anm. 37.

15. Das hessische Judentum war besonders straff organisiert: es gab Vorsteherämter, Kreisvorsteher, Provinzialrabbiner, ein Landesrabbinat usw.

16. *L. Munk*: Die Judenordnungen in Hessen-Kassel, in: *Judaica*, Festschrift für Hermann Cohen, Berlin 1912, S. 376ff.

17. Jüdischaftl. Verfassung & Verordnung v. 14.5.1816. Vgl. *Munk*, a.a.O.

18. *Dalberg*, a.a.O., S. 135.

19. Aus dem talmudischen Hebräisch (ursprünglich aus dem Griechischen) für Holzsplitter zum Heizen.

20. Siehe auch *Emil Schorsch*: Jüdische Frömmigkeit in den deutschen Landgemeinden, in: *Der Morgen*, Bd VI, Jg. 1930, S. 44ff.

21. Dazu *Ernst Simon*: Jüdische Bauernfrömmigkeit in Palästina, in: *Der Morgen*, Bd VI, 1930, S. 36ff.

22. Heinemann Bensew (Ben Se'ew) aus Malsfeld, ein Privatmann mit großem talmudischen Wissen und persönlichem Mut. Zu seinem "Privatkrieg" gegen die Kasseler Reformen siehe *G. Walter*: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kassel unter Berücksichtigung der Hessen-Kasseler Gesamtjudentum, Kassel 1931, S. 187-188. Eine dichterische Gestaltung seines Wirkens in *Judäus* (Herz Ehrmann): Eine unbekannte Welt, Frankfurt 1907, S. 145ff.

23. Siehe *Samuel Blach*: Jüdische Bräuche aus dem ehemaligen Kurhessen, in: *Jüdische Wochenzeitung für Kassel, Hessen und Waldeck*, Jg. 5, Nr. 25 v. 6.7.1928, S. 1: "Der Brauch findet bei Jungen und Mädchen statt . . . Der Kinderwagen wird von den geladenen Schulkindern dreimal hochgehoben und dabei die Worte gerufen: Hole Krasch, wie soll das Kindchen heißen?" Es folgt jedesmal der deutsche Name. Dann wird dreimal von den Kindern nachgesprochen: Ha-malach hagoel bis bekerew ha-arez (Gen. 48,16). Darauf erhält jedes Kind eine bunte Tüte. Siehe auch ders.: Aus dem ehemaligen Kurhessen, in: *Mittlg. für jüd. Volkskunde* 29 (1926), S. 583-589.

24. *Dalberg*, a.a.O., S. 129.

25. Ein weit verbreitetes Erbauungsbuch, von J.H. Kohn, Hamburg, 8. Auflage, 1924.

26. Auszug aus dem *Schulchan Aruch*, der von Schalomoh Ganzfried (1804-1886) verfaßt wurde und seit 1864 in vielen Auflagen verbreitet ist.

27. Siehe dazu die Aufsatzreihe von *A. Wolf* in: *Jahrbuch für jüdische Volkskunde* (herausgeg. von Rabb. Max Grunwald), Heft 27-32, Jg. 10, 11 und 12. Ebenso *Dalberg*, a.a.O., S. 162ff.

28. *Jüdische Wochenzeitung für Kassel, Hessen und Waldeck*, Jg. 6, Nr. 9, 1.3.1929, S. 8. Ich kann persönlich bezeugen, daß er Menschen, die er nie zuvor gesehen hatte, auf den Kopf zusagte, aus welchen Orten und sogar aus welchen Familien sie stammten.

29. *S. Luss*: Schamsche, Roman aus dem jüdischen Gemeindeleben, Mannheim 1909.

30. Das Gesetz v. 28.7.1876 gestattete den Austritt aus der Gemeinde ohne gleichzeitigen Austritt aus der jüdischen Religionsgemeinschaft, allerdings nur wegen religiöser Bedenken (nicht aus politischen, sozialen oder steuerrechtlichen Gründen). Die Beschränkung auf religiöse Bedenken wurde nach der Revolution von 1918 aufgehoben (Allgemeines preußisches Austrittsgesetz v. 30.11.1920.)

31. a.a.O., Bd II, S. 263.

32. § 14 des Gesetzes v. 30.12.1823 lautet: Die Rabbiner und Gemeindeältesten

haben mit allem Fleiß dahin zu wirken, daß die Knaben dem Ackerbau und anderen ordentlichen Erwerbszweigen gewidmet und von dem verderblichen Schacherhandel abgezogen werden, jeden Widerstand besonders der Eltern aber sofort dem Landrat mitzuteilen. Die Gemeindeältesten haben Buch zu führen über alle männliche Israeliten mit Angabe seines Gewerbes und welchem der Sohn sich widmen will. Das Hessische Staatsarchiv Marburg, 17g, Fach 113, No. 2 enthält zahlreiche Akten von Eltern, die Bittgesuche um Befreiung von diesem Zwang einreichten. Siehe auch *Munk*, *MGWJ* 41, S. 510.

33. "Hassagat G'vul", vgl. Deut. 19,14; 27,17. In talmudischer Zeit wurde das Verbot der Grenzsteinverschiebung auf Grundstücken auf alle Schädigungen ausgedehnt, die das moderne Recht als unlauteren Wettbewerb verpönt.

34. Ludwig Horwitz, Volksschullehrer in Kassel und Erforscher der hessisch-jüdischen Geschichte. Unter seinen zahlreichen Arbeiten: *Die Israeliten unter dem Königreich Westfalen*, Kassel 1909; *Die Verwaltung der jüdischen Angelegenheiten im ehemaligen Kurhessen*, Kassel 1908; *Die Gesetze um die bürgerliche Gleichberechtigung der Israeliten im ehemaligen Kurhessen 1816 u. 1833*, Kassel 1927, u.a.

35. Die Judenlandtage, die in Hessen vom 16. Jahrhundert bis zur Emanzipation abgehalten wurden (der letzte in Fritzlar 1806), waren von einzigartiger Bedeutung für das jüdische Leben im Staate. Wenn auch die Initiative zu ihrer Einberufung von den Herrschern ausging, verstand die Judenheit sie zu einem Instrument segensreicher Verordnungen sowie sozialer und religiöser Maßnahmen zu gestalten. Die meisten fanden in Spangenberg statt, das bei dieser Gelegenheit beinahe alle männlichen Juden des Landes, zumindest die Familienväter, in seinen Mauern beherbergte.

36. Dazu *L. Horwitz*: Die Verwaltung der jüdischen Angelegenheiten im ehemaligen Kurhessen, Kassel 1908 (siehe Anm. 34); siehe auch *L. Munk* in: Jubelschrift zum siebzigsten Geburtstag des Dr. Israel Hildesheimer, Berlin 1890, S. 69ff, und in: *MGWJ* 1897, S. 505-521: Die Judenlandtage in Hessen-Kassel.

37. Israel Jacobson (1786-1828), der das hessische Judentum, damals die Juden des Königreichs Westfalen, "an Haupt und Gliedern" reformieren, d.h. nach dem Modell der evangelischen Kirche neugestalten wollte. Er führte in Hessen die französische Konsistorialverfassung ein und machte sich selbst zum Präsidenten des Konsistoriums in Kassel. Über ihn u.a. *F. Lazarus*: Das Königlich Westfälische Konsistorium der Israeliten, in: *MGWJ* 1914, S. 81-96.

38. Gemäß den modernen Tendenzen auf dem Gebiet der Lehrerausbildung wurden Lehrer immer mehr den Pädagogischen Hochschulen überantwortet. Übrig blieben – aus besonderen Gründen – nur die orthodoxen Seminare in Köln und Würzburg.

39. Im einstigen Kurhessen bestanden um 1890 noch mehr jüdische Volksschulen als 1928 im gesamten Preußen, vor dem Krieg (1914) noch 72 und 1928 etwa 50. Geburtenrückgang, Abwanderung und auch stärkerer Zugang zu höheren Lehranstalten führten zur Schließung der meisten jüdischen Volksschulen (*Jüd. Wochenztg. f. Kassel, Hessen & Waldeck*, Jg. 5, Nr. 29, 27.7.1928).

40. Ein Bauer, der für den Privatunterricht seiner fünf Söhne ganze 100 Taler Jahresgehalt zahlen mußte, rief entsetzt aus: Für solch ungeheuren Preis kann ich ja drei Ochsen kaufen! (*F. Lazarus* in: *MGWJ* 1914, S. 327).

41. Zur Geschichte des Schulwesens in Kurhessen siehe *L. Horwitz* in: *Jüdische Wochenzeitung für Kassel, Hessen & Waldeck*, Jg. 7, Nr. 24, 20.6.1930, S. 3.

42. Interessant ist, daß auch unter den Lehrern sich die Stimmen mehrten, die die Unverträglichkeit von Lehren und Schächten betonten. Siehe dazu *M. Steinhardt* in: *Israelit*, Jg. 22, Nr. 14, Blätter für Erziehung und Unterricht, 1.5.1930.

43. Die Fertigkeit der Männer im Lesen der Gebete war allerdings groß. Die Frauen unserer Gemeinden begnügten sich im allgemeinen mit dem "Zenne Renne" (*Z'enna ur'enna*) des Rabbi Jakob ben Isaak Aschkenasi – einer populären deutsch-jüdischen Übersetzung des Pentateuchs nebst Auszügen aus den Midraschim – und den *Stunden der Andacht* der Fanny Neuda (1819-1894) aus Eibenschütz, einem Erbauungsbuch.

44. Das jüdische Wissen in den Schulen wurde auch noch in unserer Zeit zumeist aus den Lehrbüchern bezogen, von denen eine Flut im vorigen Jahrhundert erschienen war und die sich auf Auszüge aus den Quellen in deutscher Übersetzung beschränkten. Wie mir erinnerlich, waren die bekanntesten unter ihnen die des Moses Mordechai Büdinger (1783-1841), Lehrer am Israelitischen Lehrerseminar in Kassel, z.B. dessen *Kleine Bibel* oder sein Lehrbuch der israelitischen Religion *More Latora*. Über ihn selbst siehe *Salomon Ludwig Steinheim* (1789-1866); Moses Mordechai Büdinger, Lebensbeschreibung eines israelitischen Schulmanns, Altona 1844.

45. Verband der jüdischen Jugendvereine Deutschlands, gegründet 1909. Über ihn *Herbert Strauss*: The Jugendverband – a Social and Intellectual History, *LBI Year Book VI* (1961), S. 206-235.

46. Siehe dazu *Herbert Strauss*, a.a.O., besonders S. 224; und *Joseph Walk*: The Torah va-Avodah Movement in Germany, *LBI Year Book VI* (1961), S. 241; sowie *Richard Markel*: Brith Haolim, *LBI Bulletin* 34 (1966), S. 119-189.

MAX SPANGENTHAL (Dr. phil.), geb. 1911, stammt aus Hessen. Er war Principal der High School und des College of Jewish Studies, Buffalo, Abteilungsleiter in Yad Vashem, Jerusalem, und lehrte an der Universität von Buffalo und am American College in Jerusalem (Assoc. Prof.).